

4 Spielen

In diesem *vierten Kapitel* schreibe ich die Beziehung zu Mervan fort. Ich analysiere dafür den Interaktionsmodus des Spielens, der unsere Beziehung durchzog. Verschiedene Arten unserer Spiele werde ich darstellen, die chronologisch in einer Sequenzialität der dynamischen Entwicklung unserer Beziehung standen.

Am Anfang stand ein gemeinsames Spielen zum Zeitvertreib (*Kapitel 4.1*). Darauf folgte ein starker Bruch. Wir etablierten ein neues (Rollen-)Spiel, in dem die etablierten Asymmetrien unserer Beziehung (*Kapitel 3*) zum ersten Mal ins Wanken kamen (*Kapitel 4.2*). Es war ein Spiel, in dem Mervan mehr Freiheitsgrade in unserer Beziehung gewann und zunehmend die Kontrolle übernahm – insbesondere darüber, wie durchlässig dieses Spiel für den Ernst war, wann es begann und wieder beendet war (*Kapitel 4.3*). In unserem finalen Spiel fanden Mervan und ich schließlich einen neuen Common Ground (*Kapitel 4.4*). In dem egalitären Spiel des Tischtennisrundlaufs in einem Café wurde Mervan immer besser und überflügelte mich. Indem er sich Spiel und Ort unabhängig von mir aneignete, trieb er seine eigene Transformation voran. Ich stelle dar, was sein Hinaustreten aus unseren zuvor etablierten Beziehungsmustern veränderte, indem ich beobachte, wie ich auf die Entwicklungen reagierte (*Kapitel 4.5*). Gestützt insbesondere durch die Spieltheorien Johann Huizingas (1938) und Roger Caillois (1958) verfolge ich mit diesem Kapitel insgesamt die leitende These, dass es eine starke Entwicklung unserer gemeinsamen Spiele gab, die zugleich Transformationen unserer Beziehung beschrieben (*Kapitel 4.6*).

4.1 Gute Karten, schlechte Karten: Spielen zum Zeitvertreib

Das erste Spiel, das ich in diesem Abschnitt beschreiben werde, siedelte zu der Zeit an, als ich in das Feld hineinkam und mein Projekt noch im Kontext einer

Gruppe dachte (*Kapitel 1*). Ich analysiere seinen vergemeinschaftenden Aspekt als eine Form rivalitätslosen Zeitvertreibs.

Zusammen mit seinen Nachbarn spielten Mervan und ich oft ein eingängiges Kartenspiel, für das ein gewöhnliches Skatdeck ausreichte:

Jeder von uns erhält drei Karten auf die Hand, drei weitere Karten liegen in der Mitte von uns zum Tausch bereit. Reihum sind wir am Zug. Ziel ist es, durch effektiven Tausch von einer bis drei Karten des eigenen Blatts mit den Karten in der Mitte 31 Punkte zu erreichen, wobei ein Ass 11 Punkte, Bube, Dame und König jeweils 10 Punkte einbringen. Wer zuerst 31 Punkte erreicht, legt sein Blatt offen hin und beendete damit das Spiel. Die Runden vergehen sehr schnell, oft bekomme ich nur einmal die Gelegenheit, mein Anfangsblatt durch Tausch aufzubessern. Manchmal hingegen bin auch ich der Glückliche, der bereits zu Beginn 30 Punkte auf der Hand hält und so die Spielrunde zügig beenden kann. (19.02.2018)

Die individuellen Handlungsfenster, die jeder von uns in diesem umgangsprachlich als »Knack« bekannten Kartenspiel besaß, waren sehr schmal. Zu meist bestand »nur einmal die Gelegenheit« willentlich Einfluss auf das zuge teilte Kartenblatt durch Tausch zu nehmen und die eigene Hand »aufzu bessern«. Wenn ich eine Spielrunde gewinnen konnte, galt ich als »der Glück liche« – und nicht etwa als der besonders Geschickte. Eine gewonnene Run de war nicht dem eigenen Verdienst zuzuschreiben als vielmehr dem glückli chen Zufall guter Karten. Als Personen rückten wir in den Hintergrund, wir traten nicht als Subjekte mit je individuellem Können und Fähigkeiten gegen einander an, sondern spielten lediglich in Stellvertretung der uns zugeteilten »Hand«. Indem wir im Spiel auf eine Weise miteinander interagierten, die ei ne starke Distanz zur eigenen Person wahrte, entstanden kaum Rivalitäten und Konkurrenzsituationen zwischen uns. Schließlich ließ sich das Spiel jederzeit aufnehmen. Einen festen gemeinsamen Start- und Endpunkt gab es nicht. Es reihte sich vielmehr eine Runde an die andere, immer wieder klinkten sich Spieler aus und zogen sich an ihr Handy zurück, um später wieder einzusteigen. Auch hielten wir keine Punktestände fest, es ging vielmehr einfach dar um, etwas zu tun zu haben und gemeinsam qua Spiel die Zeit verstreichen zu lassen. Wie folgt fügte sich das Spiel in die Abläufe der gemeinsamen Abende ein:

Als Enis heute reinkommt, testet er einmal kurz die Shisha von Mervan, befindet sie für schlecht und holt dafür seine eigene. Ich frage ihn, was er heute so gemacht hatte. Er meint nichts weiter. Nach und nach kommen die anderen. Wir sitzen alle zusammen auf den Sofas rum, das Handy ist obligatorisch und unverzichtbar. Nacheinander ziehen wir von der Shisha, der Fernseher läuft. Ich denke mir, das nennt man wohl abhängen, zusammen ist man weniger allein. Ich reihe mich ein in das Abhängen, bei dem auch jeder zwischendurch schweigend einfach nur mit seinem Handy beschäftigt ist. Ich mache mir dort Notizen vom Tag. Als die Shisha aufgeraucht ist, werden die Karten rausgeholt und es wird gezockt. (28.03.2018)

Das Kartenspiel als »Zocken« war eingebettet in ein kollektives »Abhängen«, bei dem sich die Zeit entgrenzte. Gemeinsam harrierten wir der Dinge und früher oder später wurden die Karten »rausgeholt«. Ich nahm in der Gesamtsituation einen vergemeinschaftenden Aspekt von »Zusammen ist man weniger allein« wahr. Manchmal ergaben sich an diesen Abenden die beschriebenen ausgewachsenen Diskussionen zum Beispiel über einen neu gefundenen Job (*Kapitel 1.3*). Ansonsten lachten und scherzten wir viel miteinander, schwiegen aber auch oft zusammen. In diesen Momenten widmete sich jeder ungestört dem eigenen Handy. Bei mir führte dies dazu, dass ich an diesen Abenden pendelte zwischen Momenten verstärkter Präsenz und Aufmerksamkeit im Raum und Momenten, in denen auch ich mich zurückzog und mir »Notizen vom Tag« machte. Die Shisha wurde an diesen Abenden als Ritual eingesetzt, um ein Ausklinken aus dem Alltag in das gemeinschaftliche Abhängen einzuläuten, danach folgte unser Kartenspiel. »Als die Shisha aufgeraucht ist, werden die Karten rausgeholt und es wird gezockt.« Im beiläufigen Kartenspielen war ein Zurücktreten von der eigenen Person möglich bei einer gleichzeitig vergemeinschaftenden Aktivität. Es war ein rivalitätsloser, gemeinschaftlicher Zeitvertreib.

4.2 Asymmetrien kippen: Bruch mit dem alten und Etablierung eines neuen Spiels

Das Kartenspielen war eine vorübergehende Phase im Alltag von Mervan. In diesem Unterkapitel möchte ich aufzeigen, wie sich die Beziehung zwischen Mervan und mir anfang zu entfalten, als wir ein neues Spiel etablierten, das

fortan nur uns beiden galt. Das Besondere hieran war, dass in unserem neuen Spiel die Asymmetrien unserer Beziehung (*Kapitel 3*) situativ aufbrachen.

Mervan hörte nicht nur mit dem Kartenspielen auf, er stellte vielmehr die gesamte damalige Situation rückblickend stark infrage, als er einen Job fand. In einer Nachbarstadt begann er, zur Aushilfe als Kellner in einem Restaurant zu arbeiten. Seine diesbezüglichen Gedanken brachte er mir gegenüber wie folgt auf den Punkt:

Mervan: Für mich es war so viel Zeit, dass ich nur zu Hause verbringe und mehr nicht. Ich habe gesagt, nein, da muss ich was ändern, weißt du. Da hab ich mir überlegt, warum mache ich kein Arbeit, ich verliere meine Zeit und natürlich verdiene ich auch damit Geld. Und ja, hab ich gesagt, ich will lieber arbeiten. Ich habe immer versucht, irgendwas zu finden, aber ich habe nicht gefunden das. Am letzten Wochenende habe ich den gefunden, den Arbeit. Sag ich, warum verliere ich Zeit, ich habe viel Zeit, warum sitze ich zu Hause und mache ich nichts. Das ist eigentlich schade. Das ist wirklich schade und ich bin natürlich zufrieden, dass ich einfach ein Arbeit bekomme und zur Schule gehen, und ich habe so gesagt, kein Freizeit oder wie gesagt keine Zeit, sich zu langweilen, weißt du. Und das ist gut. Merk ich auch, Karten zum Spielen, das auch eigentlich scheiße. Ja, da muss man wirklich was anderes machen. Aber hatten wir nichts gehabt, deswegen wir haben Karten immer gespielt. (24.10.2018)

Mervan offenbarte mir, was ich zuvor nicht gewusst hatte: dass er bereits seit Längerem nach einer Arbeit gesucht, aber keine gefunden hatte (»Ich habe immer versucht, irgendwas zu finden, aber ich habe nicht gefunden das«). Erst seine neue Situation, in Arbeit zu stehen, ermöglichte es ihm, sich mir anzuvertrauen. Vorher war für ihn offenbar der Druck zu groß, womöglich empfand er Scham und hatte Angst vor einem Gesichtsverlust vor mir. So hatte die Gruppe der Nachbarn zuvor das Thema der Arbeit(slosigkeit) verhandelt (*Kapitel 1.3*). In Arbeit stehend nahm Mervan nun eine starke Entwertung seiner vorherigen Situation vor, indem er sich rückblickend fragte: »Warum verliere ich Zeit, ich habe viel Zeit, warum sitze ich zu Hause und mache ich nichts.« In diesem Kontext stand das *Kartenspiel* für ihn für eine verlorene Zeit (»ich verliere meine Zeit«), die Arbeit hingegen für eine sinnvoll genutzte Zeit ohne Leerlauf (»keine Zeit, sich zu langweilen«). Dies erinnert uns an den französischen

Soziologen Roger Caillois (1958)¹, der seinerseits den einflussreichen niederländischen Spieltheoretiker Johann Huizinga (1938) rezipiert hatte. Huizinga hatte dem Spiel bekanntlich den Gegenspieler des Ernstes zur Seite gestellt – eine Unterscheidung, auf die ich später noch detaillierter eingehen werde (*Kapitel 4.3*). Caillois deutete Huizingas Antagonismus um. Ihm zufolge stand das Spiel nicht in Opposition zum Ernst, sondern »im Gegensatz zur Arbeit, so wie die vergeudete Zeit zur sinnvoll verwendeten Zeit« (Caillois 1958: 7). Mervan beschrieb ganz im Sinne Caillois', dass das Kartenspielen für ihn eine vergeudete Zeit gewesen sei, in der er »nichts gemacht« hätte, es eine »Zeit, sich zu langeweilen« gewesen sei. Langeweile und Überdruß stellen ihrerseits Voraussetzungen zur Etablierung von Spielen dar (Caillois 1958: 18). Auch diese Einsicht hielt mir Mervan vor Augen, indem er zuspitzte: »Hatten wir nichts gehabt, deswegen wir haben Karten gespielt.« Seine Worte belegten die Funktion des Kartenspiels als bloßen Zeitvertreib. Mervan entwertete es rückblickend sehr stark und schloss mit dem harschen Urteil, Kartenspielen sei »eigentlich scheiße«.

An diesem Punkt entwickelte sich zugleich unsere Beziehung. Die neue Dynamik setzte ein, als Mervan mich in das Restaurant einlud, in dem er angefangen hatte zu arbeiten. Als ich es im Frühjahr 2019 zum ersten Mal betrat, tat sich mir folgende verwinkelte Architektur auf:

Der Raum geht mit einem kurzen Treppenansatz um die Ecke. Als ich durchgehe, steht auf einem kleinen Absatz sodann Mervan in einem äußerst schicken Zwirn vor mir. So herausgeputzt und adrett angezogen habe ich ihn noch nie zuvor gesehen: Er trägt eine enge Anzugshose, die etwas zu kurz ist und somit unfreiwillig seine Lederschuhe betont. Oben herum trägt er ein weißes Hemd mit einer schwarzen Weste, die ebenfalls körperbetont sitzt. Der Blickfang ist eine bordeauxfarbene Fliege. Seine kantige Frisur ist wie immer akkurat gestylt. Er steht aufrecht vor mir und strahlt mich an. Wir umarmen uns zur Begrüßung. Mervan freut sich. Gleich weist er mich ein, dass ich mich hinsetzen solle, fragt mich, ob ich schon etwas trinken wolle. Ich sage, ich würde gern einen Tee trinken, was sie da hätten, ob er mir etwas empfehlen könne: »Vielleicht habt ihr einen Schwarztee?« Er sagt, sie hätten natürlich Schwarztee, aber empfehlen würde er mir den türkischen Apfeltee, der sei sehr gut. »Kennst du den schon?« Nein, aber das klinge gut, den würde ich dann nehmen. Mervan nickt, ein Lächeln huscht dabei über sein Gesicht

1 Zusammen mit Georges Bataille und Michel Leiris gründete Caillois seinerzeit das berühmte wie berühmte *Collège de Sociologie* in Frankreich (Moebius 2006a).

und er zieht sich zurück hinter den Tresen, um mir den Tee zuzubereiten. Als er ihn mir wenig später bringt, bedanke ich mich artig und auf einmal haben wir beide ein Grinsen im Gesicht. Er fragt mich umgehend, ob ich denn schon wüsste, was ich zum Essen haben wolle. Ich könnte ja schon mal eine Vorspeise nehmen. Ich hatte bereits Zeit, mich in der Karte zu orientieren und mich festgelegt auf eine Tomatensuppe und danach das Gemüsegericht des Tages. Ich teile Mervan meine Wahl mit, er ist mit ihr aber nicht gänzlich zufrieden. Ich solle am besten das wesentlich teurere Hauptgericht mit Fleisch nehmen, das würde er empfehlen. Es sei sehr gut angerichtet mit Orangenschalen. Ich habe eigentlich keine Lust darauf, heute Fleisch zu essen. Aber Mervan meint nochmal, dass das viel besser sei. Also lege ich mich – auch um ihm einen Gefallen zu tun – auf das teurere Fleischgericht in Kombination mit der Tomatensuppe zur Vorspeise fest. Mervan scheint mit meiner Wahl nun sehr zufrieden und meint, er würde jetzt die Tomatensuppe in Auftrag geben. (06.03.2019)

Ich verstand unsere Interaktion im Restaurant als ein *Rollenspiel*. Die ungewohnt herzliche – und dieses Mal tatsächlich auch körperliche – Begrüßung zwischen uns in Form der Umarmung ist zunächst noch kein Teil dieses Spiels, sie spricht aber bereits dafür, dass wir uns in diesem neuen Raum auch neu gegenüber treten konnten. Unsere weitere Interaktion fiel jedoch weit weniger informell aus, sie folgte vielmehr den höflich-distanzierten Abläufen, die zwischen Kellner und Gast Routine sind. Mervan und ich teilten eine gemeinsame soziale Wirklichkeit im Restaurant, indem wir in unseren Handlungen auf das vorgefertigte Skript zwischen Kellner und Gast zurückgriffen. Mervan trat mir als Kellner gegenüber, als er mir umgehend einen Platz zuwies (»Gleich weist er mich ein, dass ich mich hinsetzen solle«) und mich »fragt, ob ich schon etwas trinken wolle«. Auch ich bekräftigte das Rollenspiel in meinem Part als Gast und half seiner Etablierung, indem ich Mervan im Gegenzug danach fragte, »ob er mir etwas empfehlen könne«. Ich bezog die Rolle des passiv-empfangenden Gastes, dem ein Service zuteilwerden sollte, dem fortan ein Erlebnis kreiert wurde. Mervan nahm meine Frage nach Empfehlungen mehr als dankend an. Er forderte mich sogar zwei Mal selbstbewusst dazu auf, meine ursprüngliche Wahl noch einmal zu überdenken (Apfeltee anstatt Schwarzwaldtee, Fleischgericht mit Orangenschalen anstatt vegetarisches Gericht). Mervan dachte demnach für mich als Gast mit, um mein Erlebnis im Restaurant zu optimieren. Als Kellner und Gastgeber war er hier derjenige, der aktiv etwas (an)bot, gleichzeitig über Wissen verfügte, das er nicht nur mit mir teilte, sondern auf dessen Basis er sogar meine ursprüngliche Wahl überschreiben konnte.

te. Ich wiederum hätte auf meine ursprüngliche Wahl bestehen können, wollte Mervan mit meiner Anpassung an seine Empfehlungen jedoch »einen Gefallen tun«. Erneut wollte ich es ihm ermöglichen, das zu sein, was er wollte (*Kapitel 3.6*) – in diesem Fall ein souveräner und starker Gastgeber. Indem ich mich ihm unterordnete, wurden unsere Rollen stärker konturiert und das Spiel intensivierte sich.

Der Umstand der erfolgreichen Einwirkung Mervans auf mich bezüglich der Essens- und Getränkewahl zeigt, dass er mir in diesem neuen Spiel in unserer Beziehung anders gegenüberreten konnte als zuvor: Hier war er der Geber, ich der Empfänger. Das Spiel zog situativ das herkömmliche Machtgeflecht unserer Beziehung auf links (*Kapitel 3*). Dass sowohl Mervan als auch ich in diesem Spiel stark engagiert waren, gründete auch auf einer beidseitigen Lustbefriedigung: Für uns beide war das Spielen etwas Lustvolles, wie sich daran zeigte, dass wir, während wir es praktizierten, an verschiedenen Stellen anfangen mussten zu grinsen. Ich registrierte an Mervan nach meiner Anpassung auf seine Empfehlungen hin: »Ein Lächeln huscht über sein Gesicht.« Als er mir den Tee später brachte und ich mich im Spiel »artig« bei ihm bedankte, »haben wir beide ein Grinsen im Gesicht«. Auch mir machte das Spiel demnach Spaß und obschon die Aufforderung dazu initial von Mervan ausging und ich ihm auch »einen Gefallen tun« wollte, indem ich dieser nachkam, fand ich selbst Befriedigung darin.

Unser Spiel hielten wir in der Folge auch in Situationen aufrecht, in denen es vordergründig gar keinen Kellner-Gast-Kontakt zwischen uns gab. Zeigen lässt sich dies anhand der Momente, in denen ich Mervan frei beobachtete, während er anderen Tätigkeiten im Restaurant nachkam:

Während Mervan Getränke zapft und sich mit seinem Chef hinter der Bar unterhält, wirft er mir zwischendurch kurze lächelnden Blick zu und zwinkert mir zu, ohne von seiner Tätigkeit abzulassen, was ich als Zeichen geheimer Verbundenheit werte bzw. als Beschwichtigung, dass er mich nicht vergessen hat. (06.03.2019)

Mervan orientierte sich in dieser Szene in gleich dreifacher Hinsicht: Erstens ging er seiner routinemäßigen Arbeitstätigkeit des Zapfens von Getränken nach. Zweitens unterhielt er sich, während er dies tat, mit seinem Chef. Drittens war außerdem das etablierte Spiel zwischen Mervan und mir als Grundierung der Situation präsent. Mervan brachte es durch sein Zwinkern punktuell zum Vorschein. Sein Zwinkern verstand ich an dieser Stelle als ein

»heimliches Zeichen an seinen Freund« (Geertz 1983: 10).² Das Zwinkern galt mir als ein »Zeichen geheimer Verbundenheit«. Als Medium der Kommunikation war es eingebettet in unser Spiel, erhielt es in seiner augenscheinlichen Abwesenheit aufrecht und unterstrich zudem seine Exklusivität. Letzteres lässt sich mit Huizinga gut nachvollziehen:

»Die Ausnahme- und Sonderstellung des Spiels wird in bezeichnender Weise darin offenbar, daß es sich so gern mit einem Geheimnis umgibt. Schon kleine Kinder erhöhen den Reiz ihres Spiels dadurch, daß sie eine kleine Heimlichkeit daraus machen. Das ist etwas für uns, nicht für die anderen. Was die anderen da draußen tun, geht uns eine Zeitlang nichts an.« (Huizinga 1938: 21)

Demzufolge kam Mervans Zwinkern zugleich einer Abgrenzung unseres Spiels nach außen sowie einer Bekräftigung und Einschließung ins Spiel nach innen gleich: Mervans Chef war nicht in unser Spiel eingeweiht. Mervan setzte das beiläufige Zwinkern gerade als unbemerkte Möglichkeit ein, mit mir den Kontakt aufrechtzuerhalten, ohne dass er von der laufenden Konversation mit seinem Chef ablassen musste und ohne dass dieser unseren Kontakt bemerkt hätte – es war »unser Geheimnis«. Ich wiederum half mit, unser Spiel aufrechtzuerhalten. Wie Huizinga (1938: 20) es ausgedrückt hatte, wollte ich zu keiner Zeit als der »Spielverderber« dastehen, der »sich dem Spiel entzieht« und so »die Relativität und die Sprödigkeit der Spielwelt, in der er sich mit den anderen für einige Zeit eingeschlossen hatte, [enthüllt]. Er nimmt dem Spiel die Illusion.« Das grundsätzliche Entlarvungspotenzial des Spiels weist außerdem auf den Moment der aktiven Verstellung hin: »Dass das Subjekt [im Spiel, I.Z.] so tut, als wolle es sich oder andere glauben machen, dass es etwas anderes sei als es selbst« (Caillois 1958: 42). Unserem Spiel haftete eine Verkleidung der Wirklichkeit bereits im wahrsten Sinne des Wortes an. Es war die außergewöhnlich

2 Geertz (1983: 10) bemühte das Beispiel von »zwei Knaben [...], die blitzschnell das Lid des rechten Auges bewegen. Beim einen ist es ein ungewolltes Zucken, beim anderen ein heimliches Zeichen an seinen Freund. Als Bewegungen sind die beiden Bewegungen identisch [...]. Obgleich man ihn nicht photographisch festhalten kann, besteht jedoch ein gewichtiger Unterschied zwischen Zucken und Zwinkern, wie ein jeder bestätigen wird [...]. Der Zwinkerer teilt etwas mit, und zwar auf ganz präzise besondere Weise: (1) er richtet sich absichtlich (2) an jemand Bestimmten, (3) um eine bestimmte Nachricht zu übermitteln, (4) und zwar nach einem gesellschaftlich festgelegten Code und (5) ohne daß die übrigen Anwesenden eingeweiht sind.«

schicke Garderobe Mervans, sein »äußerst schicker Zwirn«, der mir als Erstes auffiel: »So herausgeputzt und adrett angezogen habe ich ihn noch nie zuvor gesehen.« Diese Verkleidung half Mervan, die Rolle des seriösen Gastgebers auszufüllen, und trug wesentlich zur Aufrechterhaltung unseres Spiels bei:

»Das Anderssein und das Geheime des Spiels findet sichtbarsten Ausdruck in der Vermummung. In dieser wird ›das Außergewöhnliche‹ des Spiels vollkommen. Der Verkleidete oder Maskierte ›spielt‹ ein anderes Wesen. Er ›ist‹ ein anderes Wesen.« (Huizinga 1938: 22)

Huizinga weist uns hier darauf hin, dass Mervan in dem von ihm etablierten Spiel mit mir womöglich selbst einen anderen spielen wollte als der, der er bisher in unserer Beziehung gewesen war, was ich wiederum im Sinne meiner guten Wünsche und Absichten als sein Mentor (*Kapitel 3*) nur unterstützen konnte.

4.3 Mervan übernimmt die Kontrolle: Wie der Ernst in das Spiel (nicht) eindringen konnte

»Der Gegensatz Spiel – Ernst bleibt stets schwebend. Die Minderwertigkeit des Spiels hat ihre Grenze im Mehrwert des Ernstes. Das Spiel schlägt in Ernst um und der Ernst in Spiel.« (Huizinga 1938: 17)

Die Treffen im Restaurant hielten Mervan und ich im Jahr 2019 in steter Regelmäßigkeit aufrecht, wobei unser Spiel während der gesamten Zeit wirksam blieb. Es offenbarte allerdings gerade an den Schwellen, in denen sich unsere Treffen dem Ende neigten oder gerade begannen, eine Durchlässigkeit für ernstere Themen. In diesem Unterkapitel greife ich die Durchlässigkeit unseres Spiels für den Ernst auf, wie sie im obigen Zitat zum Ausdruck kommt. Ich arbeite heraus, wie ich eine Scharnierfunktion an der Schwelle zwischen Spiel und Ernst einnahm, Mervan aber die Kontrolle übernahm, wann unser Spiel anfang und endete. Weiterführend stelle ich in diesem Zusammenhang dar, wie ich aus meiner Positionalität heraus Mervan immer noch bewachte (*Kapitel 3.4*), dieser sich mir aber entzog und sich Anerkennung im Außen unserer Beziehung kreierte.

Als die Zeit im Restaurant einmal bereits weit fortgeschritten war, stellte ich fest, dass Mervan zwar unlängst angekündigt hatte, Feierabend machen

zu wollen, aber immer noch Gäste bediente. Ich wies ihn darauf hin, Mervan erwiderte mir lapidar, dass er seine Bahn zurück bereits verpasst hätte und er es nun ohnehin nicht mehr pünktlich zur Abendschule schaffen würde, die direkt im Anschluss an seine Arbeit anstand. Ich notierte mir dazu Folgendes:

Er hat schon einmal einen wichtigen Termin verstreichen lassen, als er sich mit mir getroffen hat. Offenbar ist es ganz normal, dass er dann heute mal nicht zur Schule geht. Als wir später aus dem Restaurant gehen, wird er sich aber halb im Scherz beschweren, dass er wegen mir jetzt die Schule verpasst hätte und er eigentlich sofort nach Hause müsse, um Unterrichtsstoff nachzuholen. (06.03.2019)

In der beschriebenen Szene wurde der Ernst (das, was nach dem Restaurant kommen sollte) zunächst über mich spürbar, indem ich Mervan auf seinen angekündigten Feierabend hinwies. Mit der Lapidarität seiner Antwort ließ Mervan es allerdings nicht zu, dass er vollumfänglich spürte, was nach dem Restaurant anstand, stattdessen ging er relativ unbeirrt von meiner Bemerkung weiter seiner Kellnertätigkeit nach. Erst als wir gemeinsam vor die Tür traten, nahm Mervan anders auf diesen Umstand Bezug. Er ging dazu über, sich »halb im Scherz [zu] beschweren, dass er wegen mir jetzt die Schule verpasst hätte«. Draußen vor der Tür des Restaurants hatte er sich aus der Rolle des Gastgebers im Spiel entlassen. Damit einher ging, was im Spiel des mir anzugedeihenden Services noch undenkbar gewesen wäre: Er begann mich indirekt, d.h. im Scherzmodus, dafür zu kritisieren und verantwortlich zu machen, dass er heute nicht zur Abendschule gegangen sei. Erst nach dem Spiel, was hier gleichbedeutend mit dem Verlassen des physischen Orts des Restaurants war, erfasste er demnach den Umstand, dass er Wichtiges in der Schule verpasst hatte. Der Ernst war für ihn nun auch in seiner Dringlichkeit spürbar. Mervan meinte, er müsse »eigentlich sofort nach Hause, um Unterrichtsstoff nachzuholen«. Fast etwas erschrocken kam er mir an dieser Stelle vor.

An einem anderen Tag spürte ich den Ernst gleich zu Beginn des Restaurantbesuchs sehr stark. Als ich meine Sachen ablegte, begrüßte mich Mervan und berichtete mir im gleichen Atemzug davon, dass er nachher eine Deutschklausur schreiben würde, wenn er »eine Vier« schaffen würde, wäre das noch »sehr gut«, schließlich habe er wieder keine Zeit zum Lernen gefunden. Nur im Zug beim täglichen Pendeln zur Arbeit im Restaurant hätte er ein bisschen für die Schule tun können. Er hoffe auch, dass er es pünktlich zur Klausur schaffe, da sei er sich nicht sicher, weil er noch nicht wisse, wie spät die Gäste heute

noch kommen würden. Anders als noch zuvor bemerkte Mervan dieses Mal den Ernst im Restaurant, als unser Spiel im Begriff war, sich zu etablieren. Reflexiv erkannte er dabei an, dass sich seine Arbeit im Restaurant und sein Schulbesuch gegenseitig behinderten. Dass er nur im Zug für die Klausur hatte lernen können, kam mir wie eine Klage über seine sich für ihn als Dilemma darstellende Situation vor. Ich hingegen brodelte geradezu innerlich:

Ich will ihn am liebsten auf der Stelle schütteln und sagen, dass er zur Schule gehen und die Arbeit immer erst an zweiter Stelle kommen sollte. Seine Relevanzsetzungen erscheinen mir sehr verquer in dieser Hinsicht. Ich versuche allerdings, nicht weiter auf ihn einzureden, sondern setze mich stattdessen kommentarlos hin. (16.05.2019)

Ich reagierte hier sehr stark auf den Ernst in Mervans Erzählung. Ich wollte etwas geraderücken bezüglich seiner »Relevanzsetzungen«, wachte innerlich darüber, dass der Ernst – die Schule – nicht zu kurz kam, musste aber feststellen, dass es dafür schon zu spät war. Ich verspürte daher Wut, die ich in meiner Fantasie ausagierte: »Ich will ihn am liebsten auf der Stelle schütteln.« Im Hier und Jetzt unterdrückte ich diese Gefühle, gleichwohl blieb etwas von ihnen in der Situation anwesend. In meinem unterkühlten kommentarlos Hinsetzen verdichteten sie sich zu einem passiv-aggressiven Moment. In diesem arbeitete ich gegen den Ernst an, der sich mir hier fast übermächtig aufdrängte.

Ich denke, dass Mervan nicht zugestand, dem Ernst an dieser Stelle mehr Raum zu geben und ihn samt der dazugehörigen Wut in unserer Beziehung zu platzieren. Er präsentierte mir seine Erzählung von der Deutschklausur als stark in sich geschlossen: Das Kind war hier gewissermaßen bereits in den Brunnen gefallen, es war zu spät, das Lernen nachzuholen. Mir drängte sich damit vor allem eine weiterführende Frage auf: Warum erzählte mir Mervan dies überhaupt, wenn es ohnehin nichts mehr daran zu ändern gab? Ich denke, dass seine Gebundenheit im Spiel, wo unsere Rollen und meine Interventionsmöglichkeiten besondere waren (*Kapitel 4.2*), überhaupt die Voraussetzung dafür war, etwas von diesem Ernst mit mir teilen zu können. Eine Woche vor der Klausur in einem anderen Rahmen als im Restaurant hätte sich ein solches Gespräch womöglich anders gestaltet. Ich hätte wahrscheinlich auf Mervan einzuwirken versucht, sich gut vorzubereiten. Mervan könnte gespürt haben, dass ich es in einer offeneren Situation schwer gehabt hätte, das so stehen zu lassen, denn mit mir führte er eben auch die Beziehung zu (s)einem Mentor auf dem Gebiet der Bildung (*Kapitel 3.2* und *3.4*). Ich denke, dass Mervan

wusste, dass ich an der Stelle mit dem Ernst (seinem Schulbesuch) identifiziert war und damit auch, in welche Richtung ich sein Dilemma tendenziell aufgelöst hätte (weniger Arbeit, mehr Schule). Die geschlossene Erzählform, die er wählte, war womöglich mithin die einzige Möglichkeit, mir etwas von seinen Schwierigkeiten zu offenbaren, ohne dass sich sein persönliches Dilemma vertiefte und weiter aufbrach. Am Ende jenes Tages ging es für Mervan gewissermaßen glimpflich aus: »Es ist gut gelaufen heute, weil jetzt habe ich noch bisschen Zeit abzuräumen vor Feierabend.« Mervan konnte noch rechtzeitig zur Klausur erscheinen und fing an zu lachen: »Ich hoffe, dass wirklich keine mehr kommt« – eine Bemerkung, bei der ich mich ertappte, nicht richtig mitlachen zu können. Als Wächter an der Grenze zwischen Spiel und Ernst spürte ich den Ernst immer noch sehr stark.

Als ich kurz darauf die Rechnung verlangte, protestierte Mervan. Er würde natürlich für mich zahlen, was folgerichtig nach den internen Logiken in unserem Spiel war. Dies zeigte, dass unser Spiel über ein gewöhnliches Rollenspiel zwischen Kellner und Gast hinausreichte, bei dem der Gast selbstverständlich am Ende bezahlt. Unser modifiziertes Spiel richtete sich vielmehr ganz danach, dass Mervan darin einen anderen mit mir spielen konnte als bisher: Eine Person, die mir etwas kreierte, geben konnte und gleichzeitig die gemeinsame Begegnung kontrollierte. Das Restaurant war sein Raum, hier galten seine Regeln. Unser Spiel wurde hier zwar durchlässig für den Ernst, jedoch nur soweit Mervan dies zuließ.

Aus den bisherigen Analysen lässt sich schlussfolgern, dass ich im Restaurant eine Art gefühlsmäßige Scharnierfunktion an der Grenze zwischen Spiel und Ernst einnahm. Ich möchte dem weiter nachgehen und meine physische Positionierung in den Räumlichkeiten des Restaurants hinzunehmen. Aus meiner Position heraus lässt sich ein uns bereits bekanntes argwöhnisches Bewachen Mervans gut erschließen (*Kapitel 3.4*).

Das Restaurant war ein kleines hierarchisch-patriarchal organisiertes Familienunternehmen mit nicht-deutscher Küche. Mervan gab mir Einblick in seine Strukturen: Der Chef zog im Hintergrund die Fäden und war nur selten vor Ort anzutreffen. In der Küche kochte dessen Frau die Gerichte. Mervans Kellnerkollegen, die uniformiert ebenfalls den ausgesprochen »schicken Zwirn« trugen, waren weitere junge Männer mit Migrationserfahrungen. Der Vater des Chefs – im Folgenden von mir als »Großvater« bezeichnet – war als Familienältester weiterhin im Alltag des Restaurantbetriebs eingebunden, im Gegensatz zu seinem Sohn sehr oft vor Ort, hatte sich aber aus dem operativen Geschäft zurückgezogen.

Innerhalb dieser Welt nahm ich eine Grenzfigur ein, ich war weder gewöhnlicher Gast noch ein Teil der familiären Restaurant-Crew. Als Mervans Spielpartner besaß ich einen Sonderstatus, der sich auch über meine Platzierung im Raum auswies. Ich hatte einen Stammpplatz genau an der Verwinkelung des Raums auf der Empore, den mir Mervan beim ersten Besuch zugewiesen hatte und den ich danach routinemäßig einnahm. Von der kleinen Empore führte eine kleine Holzterrasse hinunter in den großen Gastraum des Restaurants, den ich komplett einsehen konnte. Oben auf der Empore befand sich neben meinem Tisch noch ein weiterer Tisch unmittelbar vor der Bar, der von meinem Platz, aber nicht aus dem tieferliegenden Gastraum einsehbar war. Hinter der Bar verschwand Mervan oft, um Getränke abzufüllen. Von meinem Platz aus konnten wir uns über die Bar und den anderen kleinen Tisch hinweg frontal miteinander unterhalten. An dem kleinen Tisch direkt vor der Bar saß oft der Großvater und guckte sich über sein Handy Videos an. Andere Gäste kamen auf die Empore zwar gelegentlich hoch, gingen dann aber gleich wieder herunter. Sie merkten, dass hier unausgesprochen ein interner Bereich für Eingeweihte war. Dies zeigte sich mir, als ein heterosexuelles Pärchen einmal auf der Suche nach einem Tisch offenbar versehentlich hochkam. Als sie die Empore betraten, sagte der Mann zu der Frau nur: »Echt?« Die Frau: »Okay, gehen wir wieder runter.« Mervan platzierte mich demnach räumlich an der Grenze von öffentlichem (unterer Gastraum) und internem Restaurantbetrieb (Empore), von wo aus ich eine perfekte Sicht auf das gesamte Geschehen im Restaurant besaß. Aufgrund der verwinkelten Architektur war es von keinem anderen Tisch so gut möglich, beides – internen und öffentlichen Bereich – zu überblicken. Indem mich Mervan im internen Bereich sitzen ließ, zeigte er mir zum einen sein Vertrauen und sorgte zum anderen dafür, dass ich ihn die ganze Zeit durchgehend sehen konnte, er optimierte seine Präsentationsmöglichkeiten vor mir (*Kapitel 3.1*). Es war ihm offenbar wichtig, dass ich einen möglichst umfassenden Einblick in seine Tätigkeiten vor Ort bekam.

Ich eignete mir dieses optimale Blickfeld wie folgt an: Ich beobachtete Mervan nicht nur, sondern ich fühlte mich geradezu eingeladen, darüber zu wachen, wie es ihm im Restaurant erging. Dabei folgte ich immer wieder auf meinen eigenen verschlungenen Wegen den Spuren des Ernstes im Restaurant. Insbesondere die Rolle des Großvaters blieb für mich dabei lange Zeit ambivalent. Zum einen war er leger gekleidet und formal von konkreten Arbeitsaufgaben im Restaurant befreit, zum anderen griff er punktuell weiterhin in

den Restaurantalltag ein.³ Aus meiner Wahrnehmung heraus ging von ihm eine Kontrolle der Arbeitsabläufe vor Ort – und damit Mervans – aus, an der ich mich störte. Einmal beobachtete ich, wie er zwei Meter hinter Mervan an der Bar stand und ihm starr über die Schulter guckte, ohne dabei ein Wort zu sagen:

Sein Blick liegt schwer auf Mervan, dieser scheint sich jedoch nicht wirklich daran zu stören. Unbeeindruckt in seiner Haltung und seinem Ausdruck geht Mervan seiner Arbeit nach. Erst nach einer halben Minute löst sich der Blick des Großvaters wieder von ihm. (06.03.2019)

Aus meiner Wahrnehmung heraus lastete der Blick des Großvaters auf Mervan (»Sein Blick liegt schwer auf Mervan«). Ob Mervan dies auch so empfunden hat, bleibt fraglich, denn er ging »unbeeindruckt in seiner Haltung und seinem Ausdruck« weiter seiner Tätigkeit nach. Ich denke, dass ich hier vorseilend um Mervans Wohlergehen besorgt war und jene wachsam-argwöhnische Haltung gegenüber Menschen in seinem Umfeld offenbarte, die ich zuvor eingehend beschrieben hatte (*Kapitel 3.4*). Hinzufügen möchte ich meine Wahrnehmungen einer Situation, in der der Großvater Mervan eine Reihe von Arbeitsaufträgen erteilte:

Mervan, machst du dies, Mervan, machst du das. Mervan, schneidest du die Blumen, die sind zu hoch. Aber nicht gerade, sondern schräg abschneiden. Mervan, machst du an dem Tisch noch die Kerze an. Mervan machst du die glänzende Vitrine noch einen Tick sauberer. Und Mervan lächelt und macht es. Ich habe außerdem das Gefühl, dass der Großvater mich in der flachsigen

3 Einmal beobachtete ich etwa eine Situation, in der ein Mann hereinkam, zielstrebig um die Ecke auf die Empore ging, woraufhin Mervan sofort hinter der Bar heraustrat. Die beiden begrüßten sich: »Salam« und begannen, auf Arabisch miteinander zu sprechen. Ich fokussierte auf Mervans Körpersprache: Er stand steif da, mit leicht verengten Augen, die immer wieder zuckten, er wirkte in seiner gesamten Körperhaltung verkrampft auf mich. Sodann trat der Großvater aus dem Eingang zur Küche hinzu und löste Mervan aus der Konversation ab, der sich wie selbstverständlich wieder zurückzog hinter die Bar. Mervans Augenzucken in dieser Szene war dieses Mal kein Zwinkern als geheimes Zeichen für seinen Freund, sondern ein körperliches Symptom seiner Anspannung. Ich beobachtete es wiederkehrend in Situationen, die für ihn mit Stress verbunden waren (siehe hierzu noch *Kapitel 4.4*). Hier war er für das Anliegen – wie sich später herausstellte eine Anfrage für ein Catering – nicht der richtige Ansprechpartner gewesen.

gegenseitigen Umgangsart mit Mervan irgendwie kritisch beäugt. Sonst ist hier alles schließlich so megaakkurat und sauber und Mervan hat uns gegenseitig auch noch nicht richtig vorgestellt. (16.05.2019)

Wie sich in meiner floskelhaften Ausdrucksweise von »Mervan, machst du dies, Mervan, machst du das« dokumentierte, nahm ich hier ein Einprasseln einseitiger Anweisungen vom Großvater auf Mervan wahr und ließ einen gewissen Sarkasmus bezüglich dessen vermeintlicher Penibilität aufscheinen: »Schneidest du die Blumen, die sind zu hoch, aber nicht gerade, sondern schräg abschneiden.« »Machst du die glänzende Vitrine noch einen Tick sauberer.« Eine zu starke Kontrolle Mervans durch Dritte lehnte ich ab und wollte sie von ihm fernhalten. Ich offenbarte mich als Mervans Advokat im Restaurant, wie zuvor bereits in der Schule (*Kapitel 3.4*). Aus dieser voraussehlenden Haltung heraus hatte ich wahrscheinlich einiges auf den Großvater projiziert.⁴ Die kritisch-wachsame Haltung übertrug ich auch auf Mervans Arbeitskollegen:

Nachdem Mervan aus seiner Schicht abgelöst wird, widmet sich sein Kollege dem gläsernen Kühlschrank für hochwertige Weine und Champagner, der direkt neben mir vor sich hinbollert. Als der Arbeitskollege sich daran macht, diesen zu polieren, holt er den gerade aus seinem Dienst entlassenen Mervan wieder hinzu und zeigt ihm demonstrativ den Staublappen, mit dem er den Schrank abgewischt hat. Er ist minimal verfärbt. Mervan nickt und hört zu. Als ich ihn wenig später auf diese aus meiner Sicht stark pädagogisch-erzieherische Szene anspreche, reagiert Mervan vollkommen gleichgültig und misst dem keinerlei Bedeutung bei. (16.05.2019)

Mit dem aus meiner Sicht nur »minimal verfärbt[en]« Staublappen gab Mervans Kollege ihm demonstrativ zu verstehen, dass dieser den Schrank nicht gründlich genug abgewischt hatte, wobei die Szene abermals anschaulich die Entkoppelung meiner wachenden Perspektivität von Mervans Erleben

4 Zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch nicht mit ihm gesprochen, was zusätzlich Unsicherheit bei mir geschaffen und die Projektion befeuert haben könnte. Zu einem späteren Zeitpunkt trat mir der Großvater hingegen ganz offen und zugewandt gegenüber. Als ich Mervan auf gut Glück in seinem Restaurant besuchen wollte und er nicht da war, erkundigte ich mich beim Großvater nach Mervan, dieser erinnerte sich sofort an mich und meine Verbindung zu Mervan, schien mir insgesamt sehr wohlgesonnen.

aufzeigt. Ich hatte zwar die Wahrnehmung einer »stark pädagogisch-erzieherischen Szene«, die mich so weit empörte, dass ich Mervan darauf ansprechen musste. Er ging jedoch nicht auf meine spezifische Wahrnehmung samt der darin mitgegebenen Kritik an seinem Kollegen ein. Ich drehte mich vor allem um mich selbst, d.h. konnte tendenziell weiterhin mich selbst in unserer Beziehung spiegeln (*Kapitel 3.4*). Aus meiner exponierten Lage heraus beobachtete ich also die interne Restaurant-Crew, wie sie wiederum Mervan beobachtete (und dabei aus meiner Sicht kontrollierte). Des Weiteren beobachtete ich Mervan im öffentlichen Gastraum im Kontakt mit den Gästen. Abschließend möchte ich darauf verweisen, wie sich hier ein Anerkennungsmoment aus unserer spiegelnden Beziehung nach draußen verlagerte.

Ich beobachte Mervan beim Bedienen der anderen Gäste. Zwischen ihm und mir kommt es heute nur sehr sporadisch zu Gesprächsfetzen, er wendet mir aber immer wieder kurze freudige Blicke zu, kommt zwischendurch zu meinem Tisch – »So, Herr Zalewski« – und stellt mir Brotkorb und Besteck hin. (16.05.2019)

An diesem Tag redete mich Mervan in gespielter Höflichkeit und Distanz mit meinem Nachnamen an (»So, Herr Zalewski«). Er verstellte sich weiterhin für mich, was ein Zeichen dafür ist, dass unser Rollenspiel noch im Gang war. Weitere Aspekte traten hinzu:

Beim Bedienen nimmt Mervan eine sehr aufrechte Haltung ein. Ich höre, wie er mit den Gästen spricht. Sein Deutsch ist mittlerweile so gut wie perfekt, er wirkt auf mich im Gästekontakt äußerst charmant, fast ein bisschen wie Schwiegermutterns Liebling mit seiner Fliege und dem feinen Zwirn. Dann schmeißt aus Versehen eine Frau ein Wasserglas um, das Wasser droht auf ihren Stuhl zu tropfen, Mervan eilt herbei und hilft der Frau mit einer Hand auf ihrem Rücken elegant wie zügig von ihrem Stuhl aufzustehen und beseitigt umgehend wie besonnen das kleine Malheur, sodass keine Situation der Peinlichkeit für die Frau entsteht. Gefühlt kommt er danach immer einmal zu oft an jedem der Tische vorbei: »Schmeckt es Ihnen?« Woraufhin er immer ein »Ja, vielen Dank!« erwidert bekommt. Er nickt dann wortlos und zieht sich mit einem zufriedenen Grinsen wieder zurück. (16.05.2019)

Ich beobachtete hier ein geschmeidiges Einfügen Mervans in die Erfordernisse seiner Kellnertätigkeit. Er war »im Gästekontakt äußerst charmant«, bewegte sich mit einer Leichtigkeit in seinem »feinen Zwirn« mit »Fliege« durch den

Gastraum, was sich verdichtete in meiner Assoziation von »Schwiegermutterns Liebling«. Als dieser erschien er mir geradezu prädestiniert dafür, geräuschlos das »Malheur« der Frau zu beseitigen. Für die Erfordernisse eines guten, vorausschauenden Service war Mervan kompetent, außerdem war er beim Kellnern mit einem eigenen Lustgewinn engagiert. Dies war an seinen leiblich-afektiven Regungen abzulesen, auf die ich in der Szene besonders achtete. Mit Hochschild (1990) besaßen sie eine gewisse »Signalfunktion«: Mervans »zufriedenes Grinsen« nach dem Gästekontakt belegte mir seinen Lustgewinn, seine »sehr aufrechte Körperhaltung« wiederum sein gesteigertes Selbstvertrauen. Wie für alle Anwesenden ersichtlich war es Mervan erfolgreich gelungen, eine »Situation der Peinlichkeit« für die Frau abzuwenden, indem er ihr half, »elegant wie zügig von ihrem Stuhl aufzustehen« und »besonnen« ihren Fauxpas zu beseitigen. Mervan hatte somit unbestreitbar einen großen Nutzen für die Frau gehabt. Ich sollte dies wiederum sehen, worauf seine sich meiner Aufmerksamkeit versichernden Seitenblicke hindeuteten (»kurze freudige Blicke, die er mir zwischendurch immer wieder zuwarf«). Zum anderen verwies seine Platzierung meiner Person an der idealen Überblicksstelle auf der Empore darauf, dass es ihm wichtig war, dass ich alles gut mitbekam, was er tat.

Während unser Spiel weiterhin im Hintergrund lief, reüssierte Mervan auf seiner selbst geschaffenen Bühne. Er erlebte dort etwas, was ihm viel bedeutete: Das zufriedene Grinsen, *nachdem* er ein »Ja, vielen Dank!« seiner Gäste erfuhr, erschien mir direkt rückgekoppelt mit der situativen Anerkennung, die er als Subjekt in diesem Kontakt erfuhr. Für diese Deutung spricht, dass sich Mervan diese Situationen aktiv kreierte, indem er immer wieder an den Tischen vorbeiging, auch wenn dies nicht unbedingt notwendig gewesen wäre (»Gefühlt kommt er danach immer einmal zu oft an jedem der Tische vorbei«). Für etwaige Dankesgesten ergaben sich ihm eine Vielzahl an Gelegenheiten: Wenn er die Karte brachte, beim Hinstellen der Getränke, beim Bringen des Essens, beim Abräumen der leeren Teller, beim Aushändigen der Rechnung. Mervan kostete solche Situationen aus und kreierte sich weitere Möglichkeiten, ein einfaches »Danke« zu erhalten, indem er beständig nachfragte, ob alles soweit okay sei (»Schmeckt es Ihnen?«). Mervans emotionale Regungen beobachtete ich hier zwar im Rahmen der Durchführung einer beruflichen Dienstleistung. Im Hinblick auf Hochschilds (1990) Ausführungen zur »Emotionsarbeit« schienen mir seine positiven Emotionen aber nicht einzig durch die Erfordernisse der Serviceleistung an sich hervorgebracht, sondern ihr Auftreten erschien mir vielmehr auch als die beschriebene spontane Reaktion auf seine

Gäste. Emotionales Erleben und emotionale Außenwirkung fielen bei Mervan demnach eher über- als auseinander. Ich denke, dass für ihn kein »deep acting« (Hochschild 1990) nötig war, um sich gegen innere Widerstände aktiv in die erforderliche emotionale Situation seiner Arbeitstätigkeit hineinzufinden, sondern beides ging hier Hand in Hand. Es gab eine Passung zwischen genau den Erfordernissen eines guten aufmerksamen Service als Kellner und Mervans persönlichem Wunsch nach Anerkennung, wobei er diesen nun verstärkt außerhalb unserer Beziehung leben konnte.

Insgesamt erlebte ich Mervan im Restaurant somit spielerisch in einem Kontext, in dem er sich auf eine sich selbst bestärkende Art und Weise neu erfuhr. Das Spiel ermöglichte ihm, Asymmetrien in unserer Beziehung zu kippen, mehr Kontrolle zu übernehmen und sich in unserer Beziehung mehr eigenen Platz zu verschaffen als zuvor.

4.4 Common Ground: Zur Egalität des finalen Spiels

Unser finales Spiel spielten Mervan und ich intensiv über einen langen Zeitraum von mehr als eineinhalb Jahren in einem Café.⁵ Einmal in der Woche wurde hier abends eine Tischtennisplatte für die Gäste aufgebaut. Im Tischtennis-Rundlauf gemeinsam mit anderen Gästen waren Mervan und ich Rivalen, die sich in Form eines Wettkampfs unter gleichen Startbedingungen miteinander messen konnten. In diesem Unterkapitel werde ich unsere Anbahnung zum Spielort sowie dessen hohe Inklusionskraft rekonstruieren. Ich erarbeite den Tischtennisrundlauf dabei als ein Spiel der Egalität und den öffentlichen Ort des Cafés als den neuen »Common Ground« unserer Beziehung.

Den Radius unserer Treffen zu erweitern und Mervans Wohnhausblock (*Kapitel 1*) situativ zu verlassen war ein wichtiger Entwicklungsschritt für unsere Beziehung. Mervan äußerte mir gegenüber den expliziten Wunsch, meine Orte kennzulernen. Ihn interessierte zunächst weniger mein Zuhause⁶

5 Auch über die Mittwochabende hinaus entwickelte sich das Café zu einem zentralen Treffpunkt mit Mervan. Als sicherer und vertrauter Ort für ihn ereignete sich hier zum Beispiel auch das gemeinsame Aushalten im Zuge des Angriffs auf seine Heimat (*Kapitel 3.5*).

6 Bei mir zu Hause trafen wir uns wiederum erst sehr spät, zusammen mit Musa im Frühjahr 2020 (*Kapitel 6.5*).

als vielmehr die öffentlichen Orte, an denen ich »junge Leute« (Mervans Ausspruch) treffen würde. Als erste Idee schlug ich Mervan vor, dass wir uns in der Kneipe eines alternativen Kulturzentrums treffen könnten, das ich 2018 regelmäßig frequentierte. Hier würde ich immer sehr viele »junge Leute« treffen. Der erste und gleichzeitig letzte Besuch dieses Zentrums entpuppte sich für Mervan allerdings als eine herbe Enttäuschung. Wie sich schnell herausstellte, konnte er sich habituell nicht mit diesem Ort verbinden und keine Kontakte zu den jungen Leuten aufbauen, sondern war vielmehr so stark angespannt und gestresst, dass er mich zwischenzeitlich darum bat, draußen vor der Tür eine kurze Pause zu machen:

Mervan wirkt wie ein Fremdkörper im gesamten Ambiente. Er möchte nichts trinken und redet nicht viel, beobachtet derweil die anderen Menschen, die auch draußen sitzen, und kaut auffällig auf seinen Nägeln. Mir fällt erneut auf, dass seine Augenlider zittern. Er wirkt deutlich unter Spannung. Wenig später sagt er recht unvermittelt, dass wir ja auch bald gehen könnten. Er wirkt irgendwie voll mit Eindrücken, fast etwas überwältigt. (22.06.2018)

Ich nahm eine starke körperliche Anspannung bei Mervan wahr, insbesondere verstand ich sein markantes Augenlidzittern als ein Symptom von Stress und Überforderung. Ich hatte das Gefühl, dass sich Mervan in der Kneipe nicht am richtigen Platz fühlte, er sich hier vielleicht sogar fremd und nicht zugehörig vorkam. Anders als das Restaurant, in dem er mit weiteren migrantischen jungen Männern zusammenarbeitete, war die Kneipe ein in ethnisch-kultureller Hinsicht homogener Raum. Sie war vor allem ein *weißer* Raum mit vielen deutschen Student:innen, Menschen mit Flucht- und Migrationserfahrungen waren hier hingegen kaum anzutreffen. Mervan fühlte sich daher hier womöglich »out of place« (Anderson 2022), so wie Schwarze Personen es in *weißen* Räumen der Mehrheitsgesellschaft erleben: »What whites see as ›diverse‹, blacks may perceive as homogeneously white and relatively privileged« (Anderson 2015: 11).

»Many black approach the white space ambivalently [...]. They may avoid it altogether or leave it as soon as possible. In exiting the white space, however, a black person can feel both relief and regret – relief for getting out of a stressful environment and regret for perhaps leaving prematurely. For the white space is where many social rewards originate, including an elegant night on the town, or cultural capital itself [...] and the promise of acceptance.« (Anderson 2015: 16)

Die als Pause angedachte Unterbrechung wurde letztlich zu unserem Aufbruch, denn Mervans Worte, wir könnten ja auch bald gehen, nahm ich als eine Bitte wahr, ihn aus diesem Zustand, fehl am Platz zu sein, gewissermaßen zu erlösen. Auf unserem Rückweg ereignete sich daraufhin Folgendes:

Nur unweit von der Kneipe entfernt führe ich Mervan zu einem italienischen Café, in dem jeden Mittwoch Tischtennis gespielt werden kann, und sage ihm, dass ich hin und wieder hierherkomme, dass es hier auch viele junge Leute gebe. Mervan blickt neugierig durch die Scheiben des Cafés und ist sofort begeistert: »Ja! Da gehen wir das nächste Mal hin!« Mir fällt ein kleiner Stein vom Herzen. Wir verabreden uns für eine Woche später in diesem Café. (22.06.2018)

In der kurzen Geschichte der Anbahnung unseres Zutritts zum Café wird eine starke gegenseitige Verwickeltheit und das Wissen um den jeweils Anderen deutlich: Mervan wollte meine Orte kennenlernen, an denen ich junge Leute traf, da er wusste, dass er sich über mich einen eigenen Zugang zu diesen jungen Leuten erarbeiten konnte. Nach dem missglückten Besuch der Kneipe spürte ich Mervans Enttäuschung und übernahm ein Stück weit die Verantwortung dafür, sodass es mich antrieb zu antizipieren, dass das Café seinem Bedürfnis, junge Leute kennenzulernen, ebenso gut bzw. besser entsprechen könnte. Mervan wiederum wusste, dass ich diese Möglichkeit für ihn abwägte, und nahm daher mein Angebot ohne Zögern an. Ihm sagte das Café sofort mehr zu als die Kneipe. Den Ort betrat er daher mit einer starken Gerichtetheit auf eben jene Chance, dort mit jungen Leuten in Kontakt zu kommen.

Zu unserer ersten Verabredung im Café eine Woche später kam ich mit dem Fahrrad angeradelt:

Ich sehe schon von Weitem sehr viele Menschen draußen vor der großen Glasfassade des Cafés und in kleinen Grüppchen auf der gegenüberliegenden Seite der Straße auf dem Bordstein sitzen. Überall sind Fahrräder abgestellt. Es ist ein herrlicher lauwarmer Sommerabend und das Café die einzige bevölkerte Geräuschquelle in der ansonsten leeren Straße. Es wirkt friedlich und zugleich betriebsam. Es ist ein offener Ort, Menschen gehen raus und wieder rein. An den beiden Enden der großen Glasfassade befinden sich Türen, die den Eindruck eines Kreislaufs vermitteln, bei dem das Drinnen und Draußen in eins verschwimmen. Die Tischtennisplatte ist direkt durch die Glasfassade des Raums einsehbar. Als ich einen ersten Blick hineinwerfe, sehe ich viele Menschen um die Platte laufen. (27.06.2018)

Die Szenerie des Ortes spiegelte eine einladende atmosphärische Zugänglichkeit wider: Es war ein »offener Ort«, bei dem sich die Grenzen zwischen Innen und Außen auflösten, »Drinnen und Draußen in eins verschwimmen«. Durch die großzügige Öffnung der Räumlichkeiten an zwei Ein- und Ausgängen und »der großen Glasfassade« konnte das bewegte innere Leben rund um die Tischtennisplatte gut nach draußen durchscheinen. Die Aneignung der Flächen vor dem Café durch die Besucher:innen stellten weitere Entgrenzungen des Ortes dar. Die Menschen saßen nicht nur an dafür vorgesehenen Tischen, sondern ebenso »auf der gegenüberliegenden Seite der Straße auf dem Bordstein«, so dass sich mir insgesamt ein ausgesprochen lebendiger Eindruck öffentlicher Geselligkeit vermittelte, worauf wiederum Mervan positiv Bezug nahm:

Als wir spät am Abend vor die Tür gehen, sitzen die Menschen dort immer noch aufgereiht auf den Bänken, die an der Glasfassade des Tischtennisraums angelehnt sind, und in kleinen Gruppen auf dem Bürgersteig. Das Insgesamt des Ambientes gewinnt dabei einen mediterranen Touch: Vor dem in der Tat italienischen Café sitzen lauter Menschen im Sommer am Abend mitten in der Woche draußen mit Getränken und genießen das Leben. Es ist sehr stimmungsvoll. Wir fügen uns in diese Szenarie ein, setzen uns im Kreis der anderen Menschen und Gruppen auf den Bürgersteig und saugen die Atmosphäre auf. Mervan sieht auf einmal ganz glücklich aus und erzählt mir nostalgisch, dass es hier fast so sei wie in Syrien, dort würden die Leute abends auch immer so zusammensitzen. (27.06.2018)

Die Lebendigkeit des Ortes an diesem Sommerabend assoziierte ich mit etwas Mediterranem und stellte rückwirkend fest, dass das Café in italienischer Hand lag. Dieses Ambiente versetzte nun Mervan seinerseits in eine Stimmung, die ihn an Syrien erinnerte. Er teilte diesen Eindruck mit mir: »Dort würden die Leute abends auch immer so zusammensitzen.« Mervan konnte hier einen positiv-vertrauten Bezug herstellen (»Mervan sieht auf einmal ganz glücklich aus«), der sich in meinem Ausdruck von »nostalgisch« verdichtete. Ich denke, Mervan erlebte hier eine Art »Heimat in der Fremde«, wobei ich mit Heimat kein territoriales Gebiet meine, sondern einen inneren Bezug auf Vertrautes und positiv Besetztes – eine Kontinuität der Dinge. Das Fremde wäre an dieser Stelle das für Mervan Unbekannte und Irritierende, das er eine Woche zuvor in der Kneipe erlebt hatte. Durch den positiven inneren Bezug, den Mervan hier herstellen konnte, inkludierte er sich an diesem Ort, der seinerseits hervorragende Möglichkeiten dafür bot. Das Herz der Szenerie waren

gleichwohl die vielen Menschen, die im Inneren »um die Platte laufen«. Der Tischtennis-Rundlauf, bereits durch die große Glasfassade von draußen für alle »einsehbar«, vertiefte die Inklusionskraft des Ortes auf eine spielerische Weise. Im Gegensatz zu unserem vorherigen Spiel im Restaurant (*Kapitel 4.2* und *4.3*) war dieses nicht länger exklusiv für Mervan und mich, sondern fand in einem öffentlichen Raum mit anderen statt. Wir waren zwei der Mitspieler, die gemeinsam an ihm partizipierten. Seine Regelmäßigkeit prägte sich mir wie folgt ein:

Tischtennis wird in der Form des Rundlaufs – »chinesisch« – gespielt. Die Runden gehen im wahrsten Sinne des Wortes Schlag auf Schlag: Jede Person, die sich an der Tischtennisplatte anstellt, hat ein »Leben« und darf so lange um die Platte laufen, bis ihr ein Fehler unterläuft. Um die Platte herum sind Sofas aufgereiht, auf denen die Ausgeschiedenen Platz nehmen und weiter das Spiel beobachten. Ist das Feld bereits ausgedünnt, muss darauf geachtet werden, dass jeweils die Seite, hinter der mehr Spieler:innen anstehen, die Angabe macht, damit die Bälle beim Rumlaufen noch gut erreicht werden können. Die zwei Personen, die als Letztes an der Platte übrig blieben, bestreiten ein kleines Finale um zwei Punkte. Der erste Ball wird eingeworfen und um die erste Angabe gespielt. Sobald ein:e Sieger:in feststeht, wird mit der Kelle für alle hörbar zwei bis drei Mal kurz auf die Platte geschlagen. Alle, die spielen wollen, stellen sich daraufhin wieder an und der Rundlauf beginnt von vorne. (27.06.2018)

Dem Spiel war demnach ein kompetitives Moment eingeschrieben: Man konnte einerseits vorzeitig aus dem Spiel ausscheiden und andererseits mit einer geschickten Leistung bis zum Schluss im »Finale« an ihm teilhaben. In jeder Runde ging es darum, »eine:n Sieger:in« zu ermitteln. Nichtsdestotrotz blieb das Spiel inklusiv: Die Ausgeschiedenen fielen nicht komplett aus ihm heraus, sondern wurden mit ihrem Ausscheiden zu Zeug:innen, die auf den Sofas »weiter das Spiel beobachten«. Das Spiel war egalitär: Das Schlagen der Kellen, »für alle hörbar zwei bis drei Mal kurz auf die Platte«, kam einem symbolischen Gongschlag gleich, der den Rundläufer erneuerte, ohne dass irgendwem ein Vor- oder Nachteil aus der vorausgegangenen Runde erwachsen wäre.

Dies erinnert uns abermals an Caillois (1958: 30–31), der schreibt, dass das Spiel »weder Güter noch Reichtum noch sonst ein neues Element erschafft und [...] abgesehen von einer Verschiebung des Eigentums innerhalb des Spielerkreises bei einer Situation endet, die identisch ist mit der zu Beginn des Spiels«. So war es auch hier: An der Tischtennisplatte waren alle Spieler:innen

gleich, es endete mit der Wiederholung seiner Ausgangssituation. Jede:r, der wollte, bekam stets aufs Neue »ein Leben« zugesprochen, um am Spiel zu partizipieren. Negative Einschreibungen und Ausgangsbedingungen, die das Geflüchtetsein für Mervan in Deutschland mit sich bringen konnten, waren an der Platte vorübergehend suspendiert. Mit jeder Runde fand er hier die gleichen Startbedingungen wie alle anderen vor. Während der Runden lag der Fokus aller Beteiligten (d.h. auch der Ausgeschiedenen) auf der Tischtennisplatte, sodass ein gemeinsamer Kommunikationsraum entstand. Es wurde das Gleiche gesehen, kommentiert und zusammen gelacht. In dieser Hinsicht kam mir der Tischtennisrundlauf wie eine Art Forum vor, dessen gemeinsamer Diskurs das Spiel war. Seine Egalität symbolisierte sich mir darin, dass alle an einer gemeinsamen Sache teilhatten und hier über kulturelle Differenzen hinweg miteinander interagierten. Das Spiel hatte weder das Beherrschen einer gewissen sozialen Etiquette zur Voraussetzung, noch basierte es auf sprachlicher Kommunikation. Mit beidem hatte Mervan in der Kneipe, wo sehr voraussetzungsvolle sozial-sprachliche Praxen herrschten, Schwierigkeiten gehabt. In-einer-Bar-sein beruht darauf, Getränke zu sich zu nehmen und sich angeregt unterhalten zu können, um mit anderen in Kontakt zu treten.⁷ Der Rundlauf war hingegen eine spielerische Form leiblich-visueller Praxis von Interaktion. Das Spiel war bewegt und für Mervan direkt zugänglich. Seine Regeln waren eingängig und für alle aneignbar. Durch seine Egalität und Zugänglichkeit war Mervan hier unmittelbar kompetent und sofort in Kontakt mit »jungen Leuten« gekommen. Im Spielmodus konnte er auf eine Art mit ihnen in den Austausch kommen, der er sich auch mächtig fühlte. Nicht zuletzt war die Klientel des Cafés – anders als die Kneipe – durchmischter. Italiener:innen betrieben es, Deutsche und Migrant:innen frequentierten es.

Für unsere Beziehung war dieser Ort ein neuer Common Ground. Es war nicht länger die Rapmusik (*Kapitel 3.1*) und auch immer weniger die Bildung (*Kapitel 3.4*), sondern dieser real-phyische Ort, an dem vieles für uns gut ineinandergriff: Ich war ohnehin gerne an diesem Ort und konnte hier nun auch meine Forschung betreiben. Durch den Mittwochabendtermin zum Tischtennis war sozusagen sichergestellt, dass Mervan und ich uns weiterhin

7 Somit war die Bar letztlich auch finanziell voraussetzungsvoll(er). Man musste sich seine Berechtigung, weiter in der Bar anwesend sein zu können, sozusagen »erkauften«. Wenn man sich gleich in das unübersichtliche Getümmel an der Tischtennisplatte stürzte, konnte dies erst einmal vernachlässigt werden, was Mervan oft tat.

regelmäßig sahen. Mervan wiederum mochte es hier sehr und konnte an eine Kontinuität der Dinge von früher anknüpfen. Wie gewünscht konnte er hier neue junge Leute kennenlernen, indem er in einen Spielmodus eintauchte, der ihm umfassend zugänglich war. Es war außerdem ein heterogenerer Raum als die beschriebene Kneipe, sodass er sich hier nicht länger »out of place«, sondern zugehörig fühlen konnte. Der Ort erfüllte insgesamt sehr vieles gleichzeitig und war somit für eine folgenreiche finale Entwicklung unserer Beziehung verantwortlich, die ich im nächsten Unterkapitel beschreiben werde.

4.5 Mervans Transformation oder: Meine Kränkung

Im letzten Schritt der Rekonstruktion unseres gemeinsamen Spielens gehe ich auf Mervans spezifische Aneignung des Tischtennispiels ein. Ich zeige, wie seine Transformation in diesem Spiel zu einer Veränderung unserer Beziehung führte, auf die ich mit Kränkung reagierte.

Als ich den Raum betrete, erblicke ich sofort Mervan. Er ist in Aktion und rennt gemeinsam mit den anderen Menschen um die Platte. Ich habe ihn früher bemerkt als er mich. Als er mich sieht, nickt er mir zwar zu, lässt sich aber zunächst nicht vom Spielen ablenken. Erst in einer Spielpause, die schnell folgt, kommt er zu mir und begrüßt mich herzlich. (27.06.2018)

Dies sind meine Wahrnehmungen von unserer ersten Begegnung im Café. Von Anfang an war Mervan demnach ganz im Spiel eingebunden, sodass er mein Eintreten in den Raum erst verzögert wahrnahm (»Ich habe ihn früher bemerkt als er mich«). Als er mich erkannte, war seine Bindung zum Spiel stärker als der Impuls, mich zu begrüßen, er ließ sich »zunächst nicht vom Spielen ablenken« und begrüßte mich erst »in einer Spielpause«, als er ausgeschieden war. Mir kam es so vor, dass das Spiel für ihn eine besonders hohe Kohäsionskraft besaß. Während wir Spieler:innen an der Platte in unterschiedlichem Ausmaß ins Spiel eingebunden waren, hatte ich den Eindruck, dass Mervan besonders stark involviert, geradezu vom Spiel vereinnahmt war:

Mervan geht im Rundlauf auf, er wirkt geradezu befreit im Vergleich dazu, wie ich ihn in der letzten Zeit oft unter Anspannung erlebt habe. Auch führt

er immer wieder kurze Konversationen mit den anderen an der Platte. Unverblümt redet er drauf los, was auf mich etwas ungestüm wirkt. (27.06.2018)

Er wirkte auf mich im Spiel »geradezu befreit«, konnte abschalten und den Ernst ganz in den Hintergrund treten lassen. Dem gab er sich so sehr hin, dass er mir »unverblümt« und »ungestüm« im Umgang mit den anderen Menschen vorkam. Es irritierte mich, offenbar hatte ich eigene Standards der Angemessenheit von Verhalten, um Mervans Verhalten derart zu etikettieren. Augenscheinlich sorgte ich mich darum, ob Mervan nicht etwas über die Strenge schlug. Warum tat ich das? Vielleicht trieb mich um, wie Mervans Verhalten womöglich auf mich zurückfiel als derjenige, der ihn hierhin »mitgebracht« hatte. Zu der Zeit kannte ich einige Leute, die das Café regelmäßig frequentierten. Ihnen gegenüber kontrollierte ich womöglich, wie sich Mervan einfügte, und registrierte, dass er mit mir in Verbindung gebracht wurde. Ich fühlte mich für Mervan zuständig, als ob er situativ zu einer Art Erweiterung meines Selbst geworden war. Gleichwohl schämte ich mich für derartige Überlegungen, da mir das, was ich als Überschwang an ihm wahrnahm, doch einzig anzeigte, dass Mervan an den Abenden »die Sorgen und Wechselfälle des Lebens im Bereich des Spiels hinter sich lassen [konnte]« (Caillouis 1946: 71). Beim Spielen ist »der Mensch von jeglichen Bedenken hinsichtlich seines Tuns befreit [...]. Er bestimmt seine Tragweite. Er setzt die Bedingungen für seine Handlungen fest und befindet über ihr Ende. Daher seine Ungezwungenheit, seine Kaltblütigkeit, seine gute Laune, die nicht nur natürlich, sondern sogar obligatorisch sind« (Caillouis 1946: 70). Mervans Überschwang setzte sich an den Mittwochabenden fort, verstärkte sich sogar noch. Ein viertel Jahr später:

Beim Spielen wirkt Mervan heute regelrecht aufgedreht. Manchmal dreht er sich nach seinen Schlägen einmal um die eigene Achse, das hat er sonst nie gemacht. Auf mich wirkt er vielleicht sogar etwas übermotiviert. (24.10.2018)

Dass Mervan sich bei seinen Schlägen um die eigene Achse drehte und aus meiner Sicht »übermotiviert« zur Tat zu schritt, hatte seine Grundlage in der zunehmenden Selbstberechtigung, die er für sich im Spiel aufgrund seiner guten Leistungen beanspruchte. Der Rundlauf enthielt vermittels seiner Egalität das Element des Wettkampfs, worauf Mervan besonders ansprang. Bereits nach einigen Monaten gehörte er aufgrund seiner Unnachgiebigkeit im Spiel zum oberen Mittelfeld, gewann regelmäßig mehrere Rundläufe an einem

Abend, was mit einer veränderten Körpersprache bei ihm einherging: aufrechte Körperhaltung, die Selbstbewusstsein ausdrückte, fester Blick, klare deutliche Stimme, gleichzeitig Flachserieen mit den anderen und die beschriebenen Drehungen um die eigene Achse. Die körperlichen Veränderungen verstehe ich als erste Anzeichen einer schleichenden Transformation bei ihm und in unserer Beziehung, die ich mir erst retrospektiv klar machen konnte:

»Ein Wandel in den eigenen Beziehungen zu anderen vollzieht sich oft so alltäglich und allmählich, dass er praktisch unbemerkt bleibt. Man braucht ein Ereignis, um sich das Ausmaß der Veränderungen zu vergegenwärtigen.«
(Strauss 1974: 99–100)

Das Ereignis, an dem ich bemerkte, dass sich etwas in unserer Beziehung grundlegend verändert hatte, datierte auf die Vorweihnachtszeit 2019. Zuvor waren meine Besuche im Café stark ausgedünnt. Ich war zu der Zeit bereits seit einigen Monaten nicht mehr vor Ort gewesen, wollte Mervan aber vor den Weihnachtsferien noch einmal treffen. Auf WhatsApp schlug ich ihm daher vor:

Ingmar (17.12.2019, 17:00 Uhr): Hej alles gut bei dir? Hast du Lust auf [Café-name] morgen?

Mervan (19:56 Uhr): Hhhh auf jeden Fall man. Ich bin jedes Mittwoch da.

Ingmar (21:08 Uhr): Cool dann sehen wir uns morgen!

Mervan (18.12.2019, 00:22 Uhr): Jö bis morgen.

Mervan verspürte Vorfreude auf unser Treffen: Auf meine etwas steif und vorsichtig-zurückhaltend formulierte Frage, wie es ihm ginge und ob er »Lust« hätte, sich am nächsten Tag im Café zu treffen, antwortete er mir sehr direkt (»auf jeden Fall man«) und salopp, wie die flüchtigen Tippfehler dokumentierten (»Hhhh«, »Jö«). Eine konkrete Zeit hatte ich mit ihm daraufhin nicht mehr ausgemacht, sondern mich darauf verlassen, dass er nach eigener Aussage ja ohnehin jede Woche dort sei (»Ich bin jedes Mittwoch da«) und wir uns daher im Laufe des Abends sicher vor Ort sehen würden. Früh am nächsten Abend, ich hatte ich mich noch nicht auf den Weg gemacht, rief Mervan mich zu meiner Überraschung an:

Mervan: Wo bist du?

Ingmar: Ich bin noch zu Hause und komme gleich.

Mervan: Ich bin schon hier und warte hier auf dich. (18.12.2019)

Der Anruf machte mich stutzig, nach unserem vorherigen WhatsApp-Kontakt wäre er aus meiner Sicht nicht unbedingt notwendig gewesen. Mit ihm verstand ich, dass Mervan nicht nur vorfreudig war, mich zu sehen, sondern dass es ihm offenbar – wie mir – ein wirkliches Anliegen war. Etwas ungeduldig fragte er mich, wo ich bleiben würde (»Wo bist du?«), und sagte mir, dass er vor Ort auf mich »warte«. Eine Bezogenheit auf mich im Café war demnach immer noch da. Ich beeilte mich daraufhin, um ihn nicht länger warten zu lassen, und kam eine halbe Stunde später am Café an, sah Mervan um die Platte laufen. Meine ersten Beobachtungen an diesem Abend:

Er hat eine Styleänderung vorgenommen, die mir sofort ins Auge fällt. Er trägt eine akkurat geschorene markant-männliche Skin-Fade-Frisur, eine schwarze Adidas-Trainingshose mit den obligatorischen weißen Streifen an der Seite, dazu schwarze Nike-Sneaker, die ich noch nie an ihm gesehen habe. Ich winke ihm von Weitem zu, schnappe mir schnell selbst eine Kelle und stelle mich eine Person hinter ihm in der Schlange an. Vor mir ist noch ein Mädchen. Anstatt mit mir das Gespräch zur Begrüßung zu suchen, dreht sich Mervan direkt vor meinen Augen zu dem Mädchen um und sagt zu ihr: »Na! Wie geht's, alles gut?« (18.12.2019)

Wenig später gingen Mervan und ich vor die Tür:

Es kommt ein alter Haudegen vorbei, der schon seit Jahren ins Café geht, Mervan begrüßt ihn: »Alles wieder gut bei dir?« Sie unterhalten sich kurz, ich stehe daneben. Ich kenne den Mann vom Sehen, aber hatte noch nie eine richtige Konversation mit ihm gehabt. (18.12.2019)

Mervans Konversation mit dem Mädchen »direkt vor meinen Augen« hatte für mich etwas potentiell Kränkendes. Gewissermaßen zeigte er mir erstmal die kalte Schulter, begrüßte mich nicht mit ein paar Worten, sondern führte stattdessen ein kurzes Gespräch mit dem Mädchen, das zwischen uns stand. Für mich hatte das etwas Demonstratives, vielleicht sogar Mikroaggressives, als sollte ich dies genau so sehen (und auch spüren). Ich denke, dass Mervan an diese Stelle so reflexiv war, wie ich es von ihm seit jeher kannte (*Kapitel 3.1*). Er wusste, dass ich seine Konversation mit dem Mädchen mitbekam, immerhin

stand sie direkt vor mir, ich konnte es gar nicht nicht mitbekommen. In Mervans Kommunikation mit dem Mädchen vermittelte sich mir daher gleichzeitig auch eine (passive) Kommunikation mit mir. Möglich wäre gewiss, dass ich mich in dieser Deutung zu wichtig nahm und Mervan an dem Abend schlicht gerne auch mit anderen Leuten in Kontakt stehen wollte. Sein vorausgegangener ungeduldiger Anruf, wo ich denn bleiben würde, vermittelte mir wiederum etwas anderes. Ein ähnliches gefühlsmäßiges Muster drängte sich mir in Mervans Konversation mit dem »alten Haudegen« auf: Wiederum stand ich nur »daneben« und beobachtete vielmehr Mervans Konversation, als dass ich aktiv an ihr teilhatte. Mervan und der Mann teilten etwas miteinander, ich blieb außen vor, aber doch anwesend, um deren Interaktion zu bezeugen.⁸ In beiden Situationen erlebte ich mich gewissermaßen als »überflüssig«. Ich war insofern gekränkt, als dass Mervan mir zunächst keine Beachtung schenkte an dem Ort, den ich ihm einst gezeigt hatte.

Tischtennis spielte ich an diesem Abend sehr wenig, Mervan brauchte mich auch hierfür nicht. Stattdessen beobachtete ich, wie Mervan mit den anderen um die Platte rannte und ständig in Kontakt mit Mädchen trat. Mir wurde deutlich, dass Mervan nicht länger nur so tat »als ob« (*Kapitel 3.3*), sondern er mittlerweile ernsthafte Begehrlichkeiten bei Mädchen und jungen Frauen weckte. Als der Abend bereits weit fortgeschritten war, schlug ich Mervan vor, dass wir zusammen gehen könnten, Mervan lehnte allerdings dankend ab. Er wollte noch bis Mitternacht bleiben – »so wie immer«, fügte er noch hinzu. Ich leistete ihm daraufhin noch zwei Runden an der Platte Gesellschaft, wobei ich Folgendes abschließend feststellte:

Ich sehe, wie sich ein junger Mann aufmachen möchte, auf Mervan zugeht und sich dann kumpelhaft von ihm verabschiedet. Danach verabschiedet er sich lediglich noch von einem der alten Vereinsspieler, die hier eine Institution sind. Für mich gibt es hingegen nichts, um was ich mich hier noch kümmern muss, fällt mir auf einmal auf. (18.12.2019)

Wieder wurde ich Zeuge von Interaktionen Mervans mit den Menschen vor Ort – hier mit einem jungen Mann, den ich nicht kannte, der aber offenbar eine gute Stellung vor Ort besaß, da er die »alten Vereinsspieler« kannte, die

8 Auf meine Nachfrage erklärte mir Mervan, er und der Mann würden sich von den letzten Mittwochabenden kennen. Der Mann sei das letzte Mal gestürzt, deshalb habe er jetzt noch einmal nachgefragt, ob es ihm wieder besser gehe.

ich als »Institution« wahrnahm. Der junge Mann verabschiedete sich »kumpelhaft« von Mervan und ansonsten nur noch von besagtem Vereinsspieler. Mervan kannte demnach den inneren Kreis der Leute im Café, hatte eine Beziehung zu ihnen aufgebaut, war aus der anonymen Öffentlichkeit herausgetreten und hatte ein Gesicht, das die anderen wiedererkannten und respektierten. Somit wurde auch meine sorgend-kummernde Rolle überflüssig, die ich bis dato gegenüber Mervan eingenommen hatte (*Kapitel 3, Kapitel 4.3*), was mir wie Schuppen von den Augen fiel: »Für mich gibt es hingegen nichts, um was ich mich hier noch kümmern muss, fällt mir auf einmal auf.« Zum Ende unserer gemeinsamen Zeit im Café war Mervan einer der besten Spieler vor Ort (nicht nur weit besser als ich), stand überdurchschnittlich oft im Finale und gewann eine Vielzahl von Rundläufen.⁹ Er zeigte jeden Mittwoch Präsenz an der Platte und sorgte mit dafür, dass der Rundlauf funktionierte, die Regeln befolgt wurden und es allen Spaß machte. Über den Tischtenniswettkampf war er aufgestiegen zu einer respektablen, angesehenen Person mit der entsprechenden sozialen Kreditabilität.

Nach dem Abend kurz vor Weihnachten 2019 ging ich nicht mehr ins Café, reagierte somit womöglich unmittelbar auf meine erlebte Kränkung, ohne dass mir dies damals reflexiv zugänglich gewesen wäre. Im Forschungstagebuch hielt ich abschließend fest:

Nach den Einblicken vom heutigen Tag fällt es mir wirklich schwer, mich daran zu erinnern, wie unsicher und ungestüm Mervan am Anfang seiner Zeit hier noch war. Ich hatte den Abend über Schwierigkeiten mitzukommen, wen Mervan alles kennt. Zu mir sind die Leute nachher nicht gekommen, um sich persönlich zu verabschieden. Ich war der Neue bzw. der, der mal vorbeischaut, um zu sehen, wie es hier eigentlich so abläuft. (18.12.2019)

Über eineinhalb Jahre hinweg war das Tischtenniscafé demnach zu Mervans Ort geworden und nicht länger meiner. Ich hatte ihn ursprünglich hierhergebracht, um ihm meine Welt zu zeigen, ihn gewissermaßen in mein Sozialleben

9 Nach Huizinga (1938) hatte Mervan somit den »wetteifernden Charakter« des Spiels dankend angenommen. Es wurden »die Fähigkeiten des Spielers auf die Probe gestellt: seine Körperkraft, seine Ausdauer, seine Findigkeit, sein Mut, sein Durchhaltevermögen und zugleich auch seine geistigen Kräfte, insofern er sich bei all seinem feurigen Bestreben, das Spiel zu gewinnen, innerhalb der Schranken des Erlaubten halten muß, die das Spiel vorschreibt« (Huizinga 1938: 19–20).

platziert mit dem Hintergedanken, dass es hier gut für ihn sein könnte. Nachdem der Ort zunächst als unser Common Ground funktionierte (*Kapitel 4.4*), wurde er letztlich zu Mervans Welt, in der er eigene soziale Kontakte pflegte, die ich mir an diesem Abend anschauen konnte. Dass ich dies tat, war Mervan wichtig, wie unsere Handykonversation vom Vorabend belegte. Ich denke, dass sich Mervan in sich selbst und seiner Entwicklung bestärkt sehen konnte, indem ich noch einmal vorbeikam, um genau das zu bezeugen.

4.6 Resümee

Führen wir uns die Entwicklungsdynamiken meiner Beziehung zu Mervan im gemeinsamen Spiel noch einmal vor Augen, so können wir mit dem anfangen, was Callois als »alea« bezeichnet hat: Einen »allein vom Zufall bestimmte[n] Sachverhalt wie gute oder schlechte Karten« (Caillouis 1958: 10).

»Im Lateinischen ist dies [alea, l.Z.] der Name für das Würfelspiel. Ich übernehme ihn hier, um all jene Spiele zu bezeichnen, die [...] auf einer Entscheidung beruhen, die nicht vom Spieler abhängig ist, auf die er keinerlei Einfluss hat und bei denen es infolgedessen weniger darum geht, einen Gegner als vielmehr das Schicksal zu besiegen. [...] Wenn es eine Rivalität gibt, bedeutet der Sieg nur, dass der Sieger vom Schicksal mehr begünstigt wurde als der Besiegte. [...] [Alea] setzt seitens des Spielers eine Haltung voraus, die derjenigen des agon genau entgegengesetzt ist. [...] Agon erfordert persönliche Verantwortung, alea setzt eine Abdankung des Willens und eine passive Hingabe an das Schicksal voraus. [...] [D]ie meisten Kartenspiele kombinieren agon und alea. Der Zufall bestimmt das »Blatt« eines jeden Spielers, und diese bemühen sich dann nach Kräften, das Los, das ihnen ein blindes Schicksal zuteilte, zu ihren Gunsten zu wenden.« (Caillouis 1958: 39–40)

In unserem Kartenspiel waren die Spielräume, das eigene Blatt auszuspielen und zu unseren Gunsten zu wenden, sehr gering (*Kapitel 4.1*). Meistens bestand nur einmal die Möglichkeit, Karten zu wechseln. Zudem hielten wir keine Punktestände fest. Unser Spiel kannte keine Rivalitäten, wir traten uns vielmehr »mit allen Zeichen der Höflichkeit gegenüber [...]. Gleichmut [war] verdienstvoll. So wie es verdienstvoll [war], beim [...] Aufdecken einer Karte mit einem Lächeln alles zu verlieren.« (Caillouis 1958: 16–17). Zum einen verband dieser Gleichmut Mervan und mich: Wir kamen im Rahmen einer Gruppe zusammen und konnten im Spiel Zeit miteinander verbringen, das Spiel stiftete

quasi Beziehungen. Hinsichtlich seines vergemeinschaftenden Charakters war eine »esoterische Tendenz« (Huizinga 1938: 19) zu konstatieren: »Sobald ich mit jemandem spiele, bilde ich mit ihm eine Gruppe, ich bilde mit ihm eine Spielgemeinschaft. Diese richtet sich immer nach innen.« Auch unsere Spielgemeinschaft hatte dabei »die Neigung, eine dauernde zu werden, auch nachdem das Spiel abgelaufen [war]«. Dafür war das »Gefühl« verantwortlich, »sich gemeinsam in einer Ausnahmestellung zu befinden, zusammen sich von den anderen abzusondern und sich den allgemeinen Normen zu entziehen« (Huizinga 1987: 21). Diesbezüglich trennte das Spiel Mervan und mich wiederum stark voneinander und markierte die bestehenden Asymmetrien zwischen uns (*Kapitel 3*): Ich war nicht länger Teil der spielenden Gemeinschaft, wenn ich als Wissenschaftler später am Abend nach Hause fuhr, um mir Notizen vom Spiel zu machen, während es Mervan mit seinen Nachbarn fortführte. Ihre gemeinsame »Ausnahmestellung« war die geteilte soziale Position in der deutschen Gesellschaft – unbegleitet aus Syrien geflüchtet, auf sich allein gestellt, im Begriff, in Deutschland »anzukommen«. Dagegen stand meine etablierte Position als Teil der deutschen Mehrheitsgesellschaft und Wissenschaftler.

Milena Belloni (2019) hat im Rahmen ihrer einschlägigen ethnografischen Studie Geflüchtete in ihren unwägbaren-kontingenten Entscheidungsfindungen als »Gambler« beschrieben. In Anknüpfung an dieses Bild kam mir die gleichmütige Spielhaltung der alea bei Mervan und seinen Nachbarn wie die Aneignung des »Gambles« um ihre unwägbare Zukunft in Deutschland vor. Anfangs war Mervan verwiesen auf ein Einlassen und Aushalten des Zufalls im Abwarten auf das, was seine Zukunft in Deutschland für ihn bereithielt. Seine Anstrengungen, eine Arbeit zu finden, konnten noch nicht funktionieren, da er sich das nötige Orientierungswissen in Deutschland erst aneignen musste (*Kapitel 1.3*). Aus seiner schwierigen gesellschaftlichen Position heraus konnte er sich schwerlich einzig auf sich selbst verlassen, um seine Ziele zu erreichen. Daher funktionierte es anfangs auch gut für ihn, als er in mir eine Mentorenfigur fand (*Kapitel 3*). In unserem ersten Spiel blieb die Verheißung eingeschrieben, dass sich sein Blatt zum Guten wenden würde. In einer solchen Momentaufnahme versuchte Mervan, in Deutschland sinnbildlich sein Glück zu finden – ein Bild, das allerdings schnell in sich zusammenfiel: Mervan fand einen Weg, mit der gleichmütigen Spielhaltung zu brechen, als er eine Kellner-tätigkeit in einem Restaurant aufnahm (*Kapitel 4.2*). Auf den ersten Blick war dies eine Abkehrbewegung vom Spiel hin zur Arbeit: Das Spiel wird »nie etwas begründen oder hervorbringen, [...] es liegt in seinem Wesen, seine Ergebnis-

se zu annullieren – ganz im Gegensatz zu Arbeit und Wissenschaft, die ihre Ergebnisse zu Kapital machen und nach und nach die Welt verändern« (Caillois 1958: 18). Auf den zweiten Blick etablierte Mervan mit mir jedoch auch eine neue Art von Spiel. Er hatte dafür gesorgt, dass sich unsere Beziehung aus dem Gruppenkontext herauslöste, als er mich in das Restaurant, in dem er als Kellner arbeitete, einlud. Hier interagierten wir in einem Rollenspiel, das nur noch uns beiden galt. Von vornherein besaß Mervan mehr Handlungsmacht in diesem Spiel, womit Asymmetrien in unserer Beziehung aufbrachen. Wer verfügt über ein relevantes Wissen? Wer kann dem anderen etwas raten oder empfehlen? Zuvor hatte ich diese Fragen in Richtung meiner Person beantwortet (*Kapitel 3*). Diese ungleichen Kräfteverhältnisse konnten wir in unserem neuen Spiel anders besetzen, teilweise sogar in ihr Gegenteil verkehren. Meine Machtposition kam spielerisch ins Wanken, als Mervan die Kontrolle über unsere Begegnungen in »seinem« Restaurant übernahm, in dem er mir wiederkehrend ein gutes Erlebnis verschaffte.

Meine Haltung des fürsorglich engagierten »Kümmerers«, der stets ein wenig über Mervan wachte, spürte ich gleichwohl immer noch, sie stand situativ quer zu den neuen Dynamiken (*Kapitel 4.3*). Wie zuvor in der Schule (*Kapitel 3.4*) beargwöhnte ich im Restaurant die anderen Akteure um Mervan herum. Ich stieß mich an Mervans Einpassung in ein kontrolliertes Ganzes, was mich erneut als seinen (über-)besorgten Anwalt entlarvte, der seiner Autonomie vielleicht sogar im Weg stand. Doch Mervan blieb im Spiel bei sich, sorgte dafür, dass jeglicher Ernst, den ich an ihn herantrug, für ihn nicht spürbar wurde. Da ich mich Mervan fügte, konnte er auf spielerische Art mehr Freiheitsgrade in unserer Beziehung erlangen als zuvor. Das Kellnern war für ihn zwar teils immer noch eine Darstellungsbühne vor mir, der ich ihm als signifikanter Anderer Anerkennung verschaffte (*Kapitel 3*) – insbesondere hatte er mir im Restaurant einen Platz zugewiesen, von dem aus ich ihn von seiner besten Seite sehen konnte –, doch die Erfahrung der Anerkennung verschob sich zunehmend aus unserer Beziehung heraus. Im Kontakt mit seinen Gästen erfuhr Mervan wohlwollende Rückmeldungen für seinen Service. Er bekam von ihnen Komplimente und Danksagungen, was er für sich als Kreateur solcher Situationen zu nutzen und auszukosten wusste.¹⁰ Mervan

10 Es war ein von vornherein aufgeschlossenes bürgerlich-tolerantes Milieu, das hier ein- und ausging. Dies lässt das Restaurant als ein sicheres Terrain und einen Schutzraum für Mervan entstehen, innerhalb dessen sich Kontaktaufnahme auch deshalb gut erproben ließ, weil er hier vom Gegenüber keine missachtenden und abwertenden Reak-

hatte sich dafür entschieden, derjenige zu sein, der einer ungeschickten deutschen Frau für alle sichtbar aufhalf und nicht länger der Migrant, der weithin unsichtbar an seinem zweiten Bildungsweg in der Abendschule schraubte. Ich denke, dass Mervan mitnichten seine Zeit im Restaurant vertrödelte, wie ich es aus Sorge um die vernachlässigte Schule und seinen sozialen Umgang im Restaurant damals annahm. Er änderte an der Stelle vielmehr seine Strategie des zuvor noch konsequent verfolgten Wegs des Bildungsaufstiegs (*Kapitel 3.4*), womit er sich ein Stück weit von mir, seinem Mentor, absetzte.

Nachdem das Rollenspiel weithin unser »Geheimnis« gewesen war, öffnete sich unser finales Spiel wieder für mehrere Mitspieler:innen. In dem öffentlichen Raum eines atmosphärisch besonders einladenden Cafés etablierten wir einen neuen Common Ground in unserer Beziehung, indem wir hier regelmäßig zusammen Tischtennis spielten (*Kapitel 4.4*). Hinsichtlich seines vergemeinschaftenden Charakters war dieses Spiel nicht länger durch den Gleichmut und Zufall der alea, sondern vielmehr durch »agon« geprägt, womit Caillois den Moment des Wettstreits beschreibt, der auf Gleichheit fußt:

»Eine ganze Gruppe von Spielen beruht auf dem Wettkampf, das heißt auf einem Kampf, bei dem eine künstliche Chancengleichheit hergestellt wird, um den Gegnern zu ermöglichen, sich unter idealen Bedingungen zu messen. [...] Es handelt sich dabei immer um eine Rivalität, [...] die ohne jede äußere Hilfe innerhalb festgelegter Grenzen ausgetragen wird, so dass der Gewinner als Bester einer bestimmten Leistungskategorie hervortritt. [...] Das Bestreben gleiche Anfangschancen zu gewährleisten, gehört so offenkundig zum Grundprinzip.« (Caillois 1958: 35)

Der Tischtennisrundlauf war durch seine »künstliche Chancengleichheit« ein Spiel der Egalität(en), in dem wir unter gleichen Startbedingungen in respektvoller Rivalität an der Tischtennisplatte gegeneinander antraten. Nicht nur wir

tionen aufgrund seiner Herkunft befürchten musste. Im Gegenteil, alle traten ihm mit sehr viel Wohlwollen entgegen, ich eingeschlossen. Es gilt: »Identität ist »situiert«. Sie bedarf anderer Teilnehmer (Öffentlichkeit), die das gerahmte Selbstverständnis akzeptieren. Der Erfolg der Auftritte ist unsicher.« (Hettlage 2007: 206) Im Restaurant herrschte von vornherein eine Selbstverständlichkeit des Mit- und Nebeneinanders verschiedener ethnisch-kultureller Hintergründe. In diesem Sinne war im Restaurant ein spezifisch »sicheres« In-Kontakt-Treten möglich, aus dem Mervan positive Bestätigung ziehen konnte. Das Restaurant war in diesem Sinne auch ein potentieller gesellschaftlicher Kompensationsraum für ansonsten nicht erfahrene Resonanz und Unterstützung.

beide spielten hier den Sieger einer jeden Runde aus, sondern wir taten dies gleichzeitig zusammen mit vielen anderen »jungen Leuten«. Dieses bewegte Spiel ermöglichte Mervan, kompetent und auf Augenhöhe mit ihnen in Kontakt zu treten. Für die »Praxis des agon« (Caillois 1958: 37) war erforderlich: »[G]espannte Aufmerksamkeit, hartes Training, hohe Einsatzbereitschaft [...] und Beharrlichkeit.« Alles davon brachte Mervan mit in seiner besonders involvierten Art, am Spiel kontinuierlich über einen langen Zeitraum teilzunehmen. Gepaart mit seinem ohnehin vorhandenen Geschick für das Tischtennis-spiel führte dies zu seinem persönlichen Aufstieg vor Ort (*Kapitel 4.5*). Er wurde ein sehr guter Tischtennispieler, der an internem Ansehen unter seinen Mitspieler:innen und Selbstvertrauen gewann. Mervan konnte durch das Spiel am sozialen Leben im öffentlichen Raum teilnehmen, wofür ich nicht länger die Voraussetzung war. Für mich war dies gleichsam ein sehr prekärer Moment in unserer Beziehung. Denken wir an Strauss (1974):

»Eine kritische Erfahrung mit immanenter Ambivalenz findet statt, wenn jemand die Leistung seines bisherigen Vorbilds übertrifft, so zum Beispiel, wenn [...] ein Sohn die soziale Position seines Vaters hinter sich lässt. Ist die Bindung sehr eng, so mag das Bewusstsein, dass man das Modell überholt hat, lähmend wirken, man sucht sich dann oft durch Rückzug vom Abgrund der Trennung zu salvieren.« (Strauss 1974: 104)

Mervan überflügelte mich nicht nur im Spiel, indem er der »bessere« Spieler von uns beiden wurde. Vor allem meine fürsorglich-kümmernde Haltung drohte überflüssig zu werden. Wenn ich es damals gewollt hätte, hätte ich bemerken können, wie Mervan zu einer Verlängerung meines Selbst geworden war (Kohut 1971). Nicht mehr die Person für Mervan sein zu können wie am Anfang – darauf konnte ich schwer verzichten. Dass ich gerade in jenem Raum überflüssig wurde, den ich ursprünglich für mein eigenes Sozialleben beanspruchte hatte, kränkte mich umso mehr. Mervan hatte sich den Ort, an den ich ihn geführt hatte, auf seine eigene Weise unabhängig von mir angeeignet. Zugespielt könnte man sagen, er hat ihn mir »entrissen«, indem er ihn zu seinem Ort machte. Nachdem er mir seine neue Stellung darin mit »kalter Schulter« demonstrierte, suchte ich ihn nicht länger auf, reagierte also auf die Kränkung mit Rückzug.